

Übernimmst Du das Paten-Amt? Gedanken zum Taufpatenamnt

September 2014

Elisabeth Jünemann

Hat man Sie auch schon gefragt, ob Sie das Paten-Amt übernehmen? Und wie haben Sie reagiert?

Eher verduzt? Wie Annika, die zwar durchaus ein bisschen stolz darauf ist, dass gerade sie gefragt wird. Die aber, ehrlich gesagt, gar nicht unbedingt Patentante sein möchte. Patentante, das ist Tante Ellen. Die Schwägerin ihrer Mutter, Lehrerin an der Gesamtschule. Die war immer da. An den Geburtstagen und an Weihnachten, als sie wegen der Mandeloperation im Krankenhaus war oder bei der Abifeier, sogar damals, als sie vorsichtig Philipp zuhause eingeführt hat und dann später, als sie nach Frankreich ging und versucht hat, alles zurückzulassen, was sie einengen könnte, auch Philipp. Tante Ellen hat sich für alles interessiert und immer gut informiert. Bis heute, sie ist ja in Facebook. Annika wünscht sich, dass das so bleibt. Aber wie sollte sie selber sowas hinkriegen? Sie selber denkt nicht an Familie, dafür hat sie gar keinen Kopf. Sie ist ja auch dauernd unterwegs. Schon beruflich, Nesthocker haben da keine Chance. Nicht mal eine Katze kann sie halten. Und Zeit hat sie sowieso zu wenig. Sie ist flexibel, kann flexibel arbeiten. Ihre Chefs wissen das zu schätzen. Die knappe Zeit, die sie für sich hat, braucht sie echt als freie Zeit, da will sie unabhängig sein. Ne, wirklich nett, dass die fragen - aber sie muss sehen wie sie aus der Nummer wieder rauskommt.

Oder reagieren Sie eher wie Tobias? Der hat mit der Frage gerechnet. Sogar ein bisschen darauf gewartet. Er und seine Frau haben keine Kinder. Vielleicht haben sie den Zeitpunkt verpasst. Wie so viele. Nicht zuletzt deshalb freut er sich jetzt richtig auf die Aufgabe. Und hat sich schon mal kundig gemacht. Er hat gegoogelt, um zu wissen, was da auf ihn zukommt. „Patenamt“: 41.900 Einträge, nicht allzu viele. Der erste Eintrag vermutet (wie das Word-Rechtschreibprogramm) einen Tippfehler und bietet die Erklärung des deutschen „Patentamtes“ an, der dritte auch. Aber dazwischen ist verlässlich der Wikipedia-Eintrag zu finden: Das „Patenamt“ ist, steht da, ein Ehrenamt in christlichen Kirchen. Ein Pate übernimmt bei der Kindstaufe die „Mitverantwortung, dass das Kind den Glauben, auf den es getauft worden ist, erfahren und selbst leben kann“. Es geht also um Verantwortung. Eine, die man nicht einfach so wieder loswird. Weil man einen anderen Job hat, umzieht, selber Kinder bekommt. Oder einfach keine Lust mehr hat. Soviel ist klar. Da muss man verlässlich sein. Und man muss Zeit investieren. Wenn man die Aufgabe ernst nimmt. Aber das wird er tun, keine Frage. Und ein bisschen Geld wird er sicher auch investieren. In einer Zeit, die von der Wirtschaft dominiert wird, kann man ja nicht so tun, als spiele das keine Rolle. Er überlegt schon, wie er als Patenonkel dem Kleinen den Umgang mit Geld beibringen wird. Die Eltern sind beide Beamte, auf dem Gebiet vermutet Tobias Ergänzungsbedarf.

Die Zeiten, in denen bei der Geburt des Kindes nicht nur klar war, dass es getauft werden würde sondern auch schon die Namen der Paten klar waren, sind vorbei. Von Generation zu Generation werden selbst unter Kirchenmitgliedern, das stellt gerade die 5. Mitgliederstudie der Evangelischen Kirche fest, weniger Kinder getauft. Der Trend gilt auch für katholische Milieus, die insgesamt stabiler sind. Die Eltern der Kinder, die dann doch getauft werden - im

vorigen Jahr doch immerhin noch mehr als 50% der Neugeborenen -, suchen Paten. Sie wählen unter den Menschen, die ihnen nahe stehen, die aus, denen sie das Paten-Amt zutrauen. Sie wählen bewusst aus. Nach anderen Kriterien als früher. In den Zeitungen war Ende Oktober vergangenen Jahres aus dem britischen Königshaus zu lesen, dass die Wahl der Taufpaten des kleinen Prinzen George überraschte: Neben den Eltern und Geschwistern von William und Kate standen nach Angaben des Palastes auf der Gästeliste für die Zeremonie „die sieben ausgewählten Paten, die alle enge Freunde des Paares sind“. Erwartet hätte man als Paten Mitglieder des Königshauses. Mitglieder der Familie, in der Regel Geschwister des Elternpaares. So war es früher. Früher, als die Paten einsprangen, wenn die Eltern starben. Und das war zu Zeiten als die Müttersterblichkeit hoch war und die Väter früh durch harte körperliche Arbeit ausgezehrt waren, nicht selten. Da ging es in den Königshäusern wie in den Bürgerhäusern darum, Paten zu haben, die nicht vor den Eltern starben und fähig waren, Entscheidungen für die Waisen zu treffen. Auch finanzielle Entscheidungen. Im Sinne der Eltern und der Familie. Natürlich spielte da auch die religiöse Orientierung eine Rolle. Sie musste aber in einer Gesellschaft des christlichen Europas nur da und dann zur Sprache gebracht werden, wo es konfessionsgemischte Gebiete oder gar konfessionsgemischte Familien gab. In der Regel konnten katholische Eltern bis Mitte des 20. Jahrhunderts noch entspannt davon ausgehen, dass die Familienmitglieder, die sie zum Paten-Amt baten, auch katholisch waren. Was die nun genau und konkret unter „katholisch sein“ verstanden, wurde kaum hinterfragt. Überprüft wurden die sichtbaren Zeichen ihrer Katholizität: Taufe, Erstkommunion, Firmung, kirchlich geschlossene (und nach katholischem Verständnis gelebte) Ehe, sonntäglicher Kirchgang.

Die Zeiten haben sich geändert. Gott sei Dank, denken wir, denn die Lebenserwartungen der Frauen und Männer sind enorm gestiegen. Paten vertreten höchst selten Eltern nach deren Tod. Gott sei Dank ist auch die Unterscheidung der christlichen Konfessionen, zumindest wenn es um die evangelische und katholische geht, nicht mehr dermaßen harsch. Es gibt Regelungen für konfessionsgemischte Ehen und auch für konfessionsverschiedene Paten. Nicht ganz so positiv möchte man die dritte Veränderung sehen: Wenn es nicht mehr selbstverständlich ist, dass Menschen christlich sind und leben, dann wird die Frage wichtig, was es denn heißt, christlich zu sein und zu leben. Und woran das zu erkennen ist. Kriterien werden aufgestellt und diskutiert. Auch für das Paten-Amt: Welche Voraussetzungen braucht ein Pate? Welche Aufgaben hat er zu übernehmen? Das mag hin und wieder lästig sein. Aber letztlich haben wir doch zumindest in der deutschen Kirche viel für kritische Reflexion übrig. Sie könnte schließlich Erneuerung einleiten.

Also ist die Frage berechtigt: Was kann denn heute Sinn einer Patenschaft sein? Auf der Internetseite des Bistums Trier steht, dass Pate oder Patin versprechen, „zusammen mit den Eltern für den Glauben und das Leben aus dem Glauben des Täuflings“ zu sorgen. Ist denn diese uralte Aufgabe der Paten, die Kinder zu unterstützen beim Leben lernen aus dem Glauben, heute überhaupt noch sinnvoll? Was genau sollen die Kinder dann lernen? Und welche Orientierung sollen Paten geben?

Der Philosoph Immanuel Kant hat vor ungefähr 200 Jahren erklärt, worin die Orientierung, die ein Kind beim Leben lernen braucht, besteht. Er sieht das Orientieren als einen Prozess, der in der ganz frühen Kindheit beginnen muss und vier Stufen durchläuft. Unabhängig vom Zeitgeist, das gilt heute wie früher. Allerdings heute komplizierter als früher. Heute anders als früher werden diese Stufen an vier verschiedenen Orten durchlaufen. In verschiedenen Räumen. Neben die Familie als dem (temporal und lokal) primären Raum der liebevollen Sozialisation, wie die Soziologie es beschreibt, ist zum Beispiel die Kita getreten. Der Nachmittag, sonst eher zuhause, in der Nachbarschaft, auf dem Spielplatz oder bei Freunden

verbracht, findet in der Schule statt. Was früher eher die Ausnahme war, Reisen in andere Orte, dahin, wo es die Boutique gibt, das Brüderkrankenhaus, die Computerfirma und die Oma im Altenheim, das ist heute die Regel. Kinder sind unterwegs in die Räume. Und zwischendurch sind sie online. Per Smartphone überall erreichbar, überall dabei. Leben lernen sollen Kinder, nehmen wir Kant und die Systemtheorie ernst, auf vier verschiedenen Stufen in vier verschiedenen Räumen.

Auf der ersten Stufe geht es um „Disziplinierung“. Leben lernen besteht in der „Zähmung der Wildheit“, sagt Kant. Klingt hart, meint aber das Richtige. Ein Kind lernt früh oder gar nicht, was es tun und lassen soll, damit seine Umgebung positiv reagiert. Lernt es das nicht, lernt es nicht wie seine soziale Umgebung tickt. Lehrt es niemand die Gesetze der Menschheit zu erkennen, dann scheitert es an Stufe zwei, der „Kultivierung“.

Das Leben lernen auf der zweiten Stufe nennt Kant in Anlehnung an den Ackerbau die „Kultivierung des Rohen“. Wie man den rohen Boden beackert, damit er Saatgut aufnehmen kann so setzt man durch Erziehung den Menschen instand, seine natürlichen Begabungen und Talente auszubilden. Der Mensch erfährt, was er ist und was er kann. Ganz früh schon durch Unterweisung oder durch indirekte Beobachtung seiner Umwelt. Vermutlich ist deswegen das Thema Fremdbetreuung so emotional und ambivalent besetzt. Es könnte ja sein, dass das Drittel der Kleinkinder, das 2012 in Kindertagesstätten betreut wurde, andere Erfahrungen gemacht hat als die Zweidrittel, die zuhause betreut wurden. Und dann auch mit der Zeit ein anderes Wissen aufgebaut haben als die anderen. Für welches Wissen müssen wir sorgen? Sprache liegt ganz vorn. Naturwissenschaftliches Lernen folgt. Technisches Verständnis ist auch wichtig. Kinder brauchen, sagt der Paritätische Wohlfahrtsverband bei der Berechnung des Existenzminimums für Kinder, ein möglichst breites Wissen um später an möglichst vielen gesellschaftlichen Bereichen teilhaben zu können. Dazu gehören auch Sport und Musik. Und Religion, sagen die Kirchen. Sie pochen auf Vermittlung religiösen Wissens. In Kitas, Schulen, Kindergruppen. Es ist gut, die Geschichten von der Erfahrung des Menschen mit Gott zu kennen. Das erwarten wir zumindest in Europa auch von dem, der von sich sagt, er habe „Kultur“. Religiöse Orientierung für Kinder halten in Deutschland 38% der befragten Menschen zumindest für nicht schädlich. 46% der Menschen halten sie sogar für wichtig. Unter ihnen suchen Eltern am besten die Paten, was allerdings die Auswahl um die Hälfte einschränkt. Wir erwarten, dass dem Kind christliche Bräuche, Riten und Symbole nicht fremd sind. Emma kriegt im Kindergarten Regenbogenland mit, was ein Kreuzzeichen ist und wie man es macht. Und in der Karwoche war, erzählt sie zuhause, sogar der Pastor in der Gruppe, hat von Jesus erzählt und von seinen Freunden und hat gebetet. Gottesdienst nennt man das. Aylin war auch dabei, obwohl ihr Vater das gar nicht will. Aylin weiß nicht viel von Jesus, mehr von Mohammed. Mama staunt, was ihre Kleine alles schon weiß. Und ist auch ein bisschen erleichtert. Wissen tut uns gut. Je mehr wir wissen, umso größer ist unsere Freiheit. Das haben wir erfahren. Wissen schafft neue Freiheiten, neue Möglichkeiten. Wir können unter immer wieder neuen Möglichkeiten wählen. Aber wir erfahren auch: Freiheit ist nicht ohne Risiko zu haben. Schon gar nicht, wenn die Freiheit neu ist, wenn wir noch keine Erfahrung im Umgang mit dieser Freiheit haben. So manch ein Jugendlicher hat via Facebook erlebt, wie sich die Freiheit zu kommunizieren in gemeinen Druck verwandelt. Je mehr wir wissen, umso größer ist auch die Gefahr, das Wissen falsch anzuwenden. Die falsche Entscheidung zu treffen.

Auf der dritten und vierten Stufe wird das Kind, folgert Kant daraus, jeweils lernen müssen, klug zu entscheiden. Klug für sich und klug im Blick auf die anderen. Lebensklugheit und Weltklugheit, „Zivilisierung“, sagt Kant. Das klingt fast überheblich. Und das ist auch

anspruchsvoll – für den der lernt und für den der das Lernen begleitet. In einer Gesellschaft, die der Soziologe Peter Gross eine „Multioptionsgesellschaft“ nennt, weil man von morgens bis abends zwischen Optionen entscheiden muss, ist nichts selbstverständlich. Da muss man lernen, herauszufinden, was für das eigene Leben und das der anderen auf Dauer gesehen sinnvoll ist. Man muss lernen zu entscheiden, was zu tun ist. Gemeinsam mit anderen „manierlich“ zu handeln. Das meint der Opa, wenn er vom Enkel fordert: „Benimm Dich zivilisiert!“ Auch hier kommt die Religion ins Spiel. Entscheidend. Urgroßvater Ahmet hat vom zivilisierten Benehmen höchstwahrscheinlich eine andere Vorstellung als Opa Kurt. Moritz wie Özgür finden das ganz schön kompliziert. Sie werden lernen müssen, dass es unterschiedliche kulturelle Prägungen gibt, je nach Religion. Und sie werden hoffentlich erfahren, dass es möglich ist, als Christen und als Muslime, zivilisiert miteinander zu leben. Wo sollen sie das lernen? Vor allem in der Schule, findet Kant. Sie sollte als eine Art Gesellschaft im Kleinen ein Übungsfeld sein für „Zivilisierung“. Damals wie heute.

Auf dem Hintergrund solcher Erfahrung lernen Kinder dann endlich auch das, was wir Moral nennen. So sah es Kant. So sehen es auch die moderneren Moralpsychologen oder Ethikerinnen wie Lawrence Kohlberg oder Gertrud Nunner-Winkler. Dass Kinder ganz früh Wissen haben über das, was als gut oder böse gilt, heißt noch nicht, dass sie auch entsprechend handeln. Luca zum Beispiel weiß, dass es verboten ist und auch gemein ist, aus Jennys Jackentasche Gummibärchen zu klauen. Aber attraktiv findet er das schon. Und wenn er wüsste, dass er nicht erwischt wird ... Umgesetzt wird das moralische Wissen nur, wenn es eingesehen wird. Wenn die Umsetzung zur eigenen Sache gemacht wird. Das erreichen Kinder und Jugendliche nicht alle gleichermaßen erfolgreich. Es ist eine Frage der Intelligenz, das sicher auch. Vor allem aber ist es eine Frage der Kommunikation im Umfeld. Wir brauchen Orientierung – von klein an und über die Jahre hinweg. In den vorgesehenen Räumen. In der Familie, in Kita und Schule. Und über die Räume hinweg. Durch Paten.

Sie sollen Pate oder Patin werden? Das heißt heute: Sie übernehmen ein uraltes Amt in einer hochmodernen Gesellschaft. Sie begleiten einen jungen Menschen beim Leben lernen. Nicht an Stelle der Eltern sondern zusammen mit ihnen. In allen Räumen und zu vielen Zeiten, ohne ständig präsent sein zu müssen. Auch das Paten-Amt ist mobil und flexibel geworden. Sie ziehen sich nicht, wenn es vom Alter her gerade kompliziert wird, aus der Affäre, mit dem Hinweis, nun sei das Größte getan. Sondern sind hoffentlich gerade dann da, wenn die Stufe der Moralisierung dem pubertierenden Jugendlichen wie seiner Umwelt das Leben schwer macht. Nach wie vor ist es dabei nicht egal, ob Sie ähnliche Vorstellungen von Kultur und Moral haben wie die Eltern. Auch, was die Rolle von Glaube und Kirche angeht.

Nur, in welchem Taufgespräch kommt das zur Sprache? Den Eltern hat das vielleicht die Auswahl der Paten erschwert. Aber Ihre Entscheidung könnte es erleichtern.